

Eines steht fest. Der Mythos des Serienkillers ist *made in Hollywood* – und Fachleute finden das nicht gerade amüsan. Wo auch immer sie auftauchen, vor welchem Publikum auch immer sie vortragen: die Hälfte der Zeit, die man ihnen eingeräumt hat, oder auch mehr, müssen sie auf den Kampf gegen die Illusionen verwenden, von denen sie inzwischen sehr gut wissen, dass sie auch in den Köpfen der Gebildeten nisten. Fast scheint es, als bestehe ihre Arbeit hauptsächlich aus dem (aussichtslosen) Kampf gegen den Mythos. Hollywood ist stärker. Auch wenn sie neue Methoden erklären und die vertracktesten Fälle aufklären: immer wird man sie an den Maßstäben messen, die der Geniekult um die Film-Profiler gesetzt hat. Und dann fehlt den wirklichen Ermittlern noch diese Mischung aus Jugendlichkeit, Schwächen, Emotionen, Ehrgeiz und Wagemut zur Grenzüberschreitung, wie man sie von Clarice Sterling (Jodie Foster) aus dem „Schweigen der Lämmer“ kennt. Leicht haben es die realen Ermittler in ihrem Beruf sowieso nicht. Aber seit dem „Schweigen der Lämmer“ leiden sie noch zusätzlich unter den Alltags-Mythen, die sich um Taten, Täter und Verfolger ranken. Wo Hannibal das Publikum scharenweise anzieht, gehen sie in den Film nur widerwillig und können von dem Gedanken nicht lassen, mit wie vielen Nachahmungstaten sie es wohl zu tun bekommen werden angesichts der 2, 3 oder 4 Millionen Menschen, die diesen Film sehen und auf jeweils unterschiedliche Art verarbeiten.

Wer wie Sisyphos gegen einen so übermächtigen Gegner zu kämpfen hat, verdient Unterstützung. Dass eine solche Unterstützung auch durch diesen Beitrag intendiert ist, wird nicht ohne weiteres einleuchten. Denn dieser Text verlässt die übliche Vorstellung, nach der die Realität das Gute und der Mythos die Fälschung und damit das Schlechte und Schädliche repräsentiert. Hier geht es zwar auch um Aufklärung, aber diese Aufklärung soll nicht über die Destruktion von Mythen, sondern mit deren Hilfe gewonnen werden. Dieser Beitrag versucht zu zeigen, dass auch der Mythos als Erkenntnisquelle – vielleicht sogar als einzigartiges Potenzial – genutzt werden kann. Er thematisiert Grauzonen und Überschneidungen, Schnittstellen und Randbezirke. Der Mythos wird jedenfalls nicht von vornherein als Feind der Wahrheit betrachtet, sondern als Hilfsmittel zu deren Findung, Etablierung oder Konstruktion. Diese verständnisvolle Annäherung an Mythen soll helfen, die Konturen der drei Thesen dieses Beitrags herauszuarbeiten, nämlich dass:

---

<sup>1</sup> Mit besonderem Dank an Michael Fischer für seine Kritik des Manuskripts.

1. das *Motiv des Serienkillers* einen (wenngleich prekären) historischen Fortschritt in der Selbsterkenntnis des Menschen darstellt,
2. der *Erfolg des Serienkiller-Motivs* auf der Eignung der Täterfigur beruht, die Selbstbeschreibung postmoderner Gegenwartsgesellschaften symbolisch zu verdichten, und
3. die *Popularität des Profilings* auf der Eignung des Themas beruht, das moderne „männliche“ Vernunftverständnis durch die Demonstration der Überlegenheit „postmodern-weiblicher“ (um mythisch-intuitive Dimensionen angereicherter) Erkenntnis in Frage zu stellen (der Schlüssel zum Erfolg liegt nicht in der schulmäßigen Anwendung der Methoden, sondern in der gekonnten Mischung aus Mythos, Zufall und Intuition – also eher in einer Art „Mythode“).

### 3.1

#### Archäologie des Serienkillers

*Wir Untiere wissen es längst, und wir wissen es alle. ... dass wir ein Ende machen müssen mit uns und unseresgleichen, so bald und so gründlich wie möglich – ohne Pardon, ohne Skrupel und ohne Überlebende.*

(Ulrich Horstmann, *Das Untier*, S. 7)

*Serienkiller* ist ein neuer und aus den USA stammender Begriff, von dem nicht wenige annehmen, dass er auch ein völlig neues Phänomen bezeichnet, das es womöglich nur in den USA (oder dort zumindest häufiger als sonst wo) gebe (vgl. Duclos 1997). Dass der Schein der Geschichtslosigkeit trügt, zeigt sich zwar schnell. Paradoxerweise ist er aber ein konstanter Begleiter des Phänomens. Auch die Verbrechen Fritz Haarmanns – er hatte Dutzenden von jungen Männern den Kehlkopf zerquetscht, bevor er ihre Leiber genoss, zerstückelte und teilweise aufbewahrte, vielleicht auch an seinen Metzger verkaufte – galten seinen Zeitgenossen als noch nie Dagewesen. Verfolgte man die öffentliche Diskussion um entsprechende Taten an anderen Orten und zu anderen Zeiten – etwa im Frankreich des frühen 19. Jahrhunderts (vgl. Foucault 1988) – stieß man wahrscheinlich immer wieder auf denselben Glauben: dass es so etwas noch nie gegeben habe.

Dabei gab es womöglich immer schon *Serienkiller avant la lettre*. Vieles spricht für die Aufforderung Theodor Lessings, nicht in den Gerichtsarchiven der Vergangenheit zu suchen, um die historischen Ursprünge von Taten wie denen des Fritz Haarmann ausfindig zu machen, sondern in den „uralten germanischen Mythen von dem in Wolfsgestalt menschengewordenen ‘Urbösen’, also in den Sagen vom Werwolf, der „verflucht ist, Kindern die Kehle durchbeißen und sie zerfleischen zu müssen“, im Volksglauben an den „geilen Blutschink, der noch heute haust im Paznauertal, allnächtlich dem See entsteigend und nach Opfern suchend, denen er das Blut aussaugt“, und schließlich in der antiken Figur des Lykanthropen (Lessing 1925, S. 81 f.). Hier ist noch viel zu tun. Vor allem die Analyse der zahlreichen Zerstückelungs- und Zerteilungs-Volksmärchen nicht nur in Europa, sondern auch anderswo, steht bislang noch aus.

Frühe Kulturen mit mythologischen Sinnkonstruktionen pflegten aus den verschiedensten Gründen alle bedrohlichen Gefühle, alle Ängste und Vorstellungen zu externalisieren. Dadurch wurden namenlose Schrecken benennbar, kommunizierbar und subjektiv sogar beeinflussbar (Opfergaben). Der Ort des „Bösen“ lag für sie (beruhigenderweise) nicht im Menschen, sondern außerhalb: in Göttern, Dämonen, Bestien und Monstern (vgl. Cohen 1996). Dass ein Mensch für die schreckliche und motivlose Zerstückelung eines anderen Menschen verantwortlich sein kann, ist uns heute geläufig. Dem mythischen Denken lag derlei fern. Weder traf man ja die Täter bei den Leichen an – noch war man in der Lage, komplexe Ermittlungen anzustellen. Der Verdacht dürfte in erster Linie auf Tiere gefallen sein – oder auf Wesen aus dem Zwischenreich. Man hatte also gar nicht erst den Eindruck, mit einem Verbrechen konfrontiert zu sein. Man verfügte ja auch nicht über Täter und Opfer, sondern war mit dem Furcht erregenden Ergebnis unerklärlicher Geschehnisse allein.

Erst die *Entzauberung der Welt* (Max Weber) durch den okzidentalen Rationalismus versperrte diesen Weg und nötigte zur (demütigenden) Anerkennung menschlicher Urheberschaft. Allerdings erlaubten die ersten Erklärungsversuche noch eine Art Kompromiss. Aus der Atavismus-Lehre des Darwinismus schloss die sog. Positive Schule der (italienischen) Kriminalanthropologie, dass es sich bei den „geborenen Verbrechern“ (Enrico Ferri) um vereinzelte Rückfälle der Evolution auf den Stand früh-menschlicher oder spät-tierischer Individuen handeln müsse. Man ging in die Gefängnisse und fand, dass die Mörder sich körperlich – bis in die weitaus ausgeprägtere Körperbehaarung – vom Normaltypus des *homo sapiens sapiens* unterschieden. So ließ sich immer noch ein klarer Trennungsstrich zwischen „uns“ und „den Verbrechern“ ziehen (Ethnologen werden darin eine frühe Form des „Othering“, Kriminologen – nach David Garland – eine „*criminology of the other*“ im Gegensatz zur heutigen „*criminology of the self*“ erkennen). Statt „Das Andere“ verantwortlich zu machen, machte man „Die Anderen“ verantwortlich. So konnte das Selbstbild trotz der bedrohlicher werdenden Nähe des Bösen zum Menschen noch intakt bleiben.

Die Gefahr wuchs, als die idealistische Anthropologie den Menschen als Synthese aus dem Widerspruch zwischen Wille und Trieb zu definieren begann (vgl. Schetsche 2001). 1885 berichtet das Grimmsche Wörterbuch über „ein erst neuerdings aufgekommenes wort“, das den „mord aus wollust, nach vollbrachter notzucht“ bezeichne: „Lustmord“. Später wurde aus der Wollust die abnorme geschlechtliche Begierde und zur Rede vom Lustmörder gesellte sich die vom Frauenmörder und Triebtäter (vgl. Pfäfflin 1982). Galt für all diese Figuren eine gewisse Vermutung der Unzurechnungsfähigkeit, so stellte die Figur des Serienkillers immerhin ein Motiv dar, in dem das radikal Böse erstmals im Innern des Menschen – und nicht nur eines evolutionären Rückschlags – vorstellbar geworden war.

**!** So wird denn eine Linie deutlich, in der sich der Mensch *nolens volens* mit einer sein Selbstbild beleidigenden Menschen-Möglichkeit konfrontiert, diese Erkenntnis zugleich wieder abzuspalten sucht (Atavismus), dann im unbeherrschten Sexualtrieb – und schließlich hinter der Maske der Normalität eines Jedermanns. Damit ist zugleich angedeutet, wie sich in der heuti-

gen Figur des Serienkillers immerhin auch die schmerzvolle und immer noch umkämpfte Erkenntnis ausdrückt, dass das radikal Böse (nicht anders als das Gute) zur *conditio humana* gehört und damit zu dem, was es – auch – bedeuten kann, Mensch zu sein.

### 3.2

#### Zur sozialen Symbolik des Serienkillers

Wie ist der verblüffende Aufstieg des Serienkillers in den Olymp der populären Kultur zu erklären? Nur eines dürfte sicher sein: an der Macht der Medien allein kann es nicht liegen. Denn die Kulturindustrie lanciert vieles, aber Weniges fährt solche Ernte ein. Gewiss gibt es originär mediale Qualitäten des Motivs: den günstigeren Spannungsbogen im Vergleich zur einfachen Mordgeschichte, die semiotische Aufladung und Affinität des Serienmords zur fotogenen Welt der Zeichen, der Formen und der Ästhetik; auch die Grandiosität der Verbrechen, durch welche die kleine Welt des Alltags mit all ihren Sorgen für eine Zeit wohl tuend unwichtig wird. Doch damit steht das Motiv des Serienkillers in der Medienwelt nicht allein.

Mehr verrät ein Blick auf das Medienschicksal der kulturindustriellen Vorgänger des Serienkiller-Motivs, auf die Zeit zwischen der Verbreitung der Fotografie (und der Tatort-Fotos) einerseits und dem Ende der ideologisch homogenen Ordnungsvorstellungen andererseits. Da gab es die Massenpresse und die ersten spektakulär bebilderten wissenschaftlichen Werke über den Sexualmord. Eine gewisse Nähe zum heutigen Motiv des Serienkillers wird erreicht, als Künstler wie George Grosz und Otto Dix die Fotos von Lustmorden als eigenes Sujet entdecken und in die Malerei übertragen. In der Zeit des Ersten Weltkriegs gedieh diese Art der Provokation. Irgendwie schienen die Maler Gefallen am Lust- und Frauenmord zu finden; mehr kamen hinzu und malten den Mörder unter dem Bett der ahnungslosen Nackten, den Mörder mit dem Messer und/oder die zerstückelte, noch von Blut triefende Leiche. Es war die Zeit der Männerfantasien und der Erkundung der Triebe, es war aber auch die Zeit erster massenhafter Erfahrung zeretzter Körper und abgetrennter Gliedmaßen im Kriege (vgl. Hoffmann-Curtius 2001).

Wenn die Figur des Lustmörders gleichwohl nicht zu annähernd derselben Prominenz gelangte, dann lag das nicht am unterschiedlichen Entwicklungsstand der Kulturindustrie. Entscheidend war die ungebrochene ideologische Dominanz der intakten Moderne. Es herrschte immer noch die Regel über die Ausnahme. „Populär“ konnte das Thema, das die Bereitschaft zum Spiel mit dem Tabubruch in der Hauptkultur voraussetzte, deshalb nicht werden. Der Mensch – als Ansammlung von Gliedmaßen und Körperteilen betrachtet, die man zum Ergötzen des allgemeinen Publikums auf- oder abschneiden, zerlegen und aushöhlen, zerquetschen und aufessen kann? Nicht denkbar. Selbst die höchst realen und massenhaften Kriegsverstümmelungen waren offiziell kein Thema. Pazifisten veröffentlichten entsprechende Fotos – doch was sie in kleiner Auflage zur Abschreckung vor dem Militarismus publizierten, verbot die Justiz sofort zwecks Abschreckung vor dem Pazifismus. Grosz, Dix und andere lebten nicht

von der Popularität, sondern von der Anstößigkeit ihrer Bilder und der daraus resultierenden Beliebtheit bei einer kleinen avantgardistischen Minderheit. Später brauchte das NS-Regime schon deshalb keine „Serienkiller“, weil es sich selbst unter Vermeidung offensiver Öffentlichkeit in der kalten Grausamkeit industrieller Massentötung übte. Die Versuchung, privat agierende Serienmörder propagandistisch auszuschlachten, konkurrierte zudem mit allerlei gegenläufigen ideologischen Interessen, so dass entsprechende Vorhaben nicht realisiert wurden (vgl. Regener 2001). Noch in der frühen Bundesrepublik lag es jenseits jeder Imagination, dass Lustmörder eines Tages als negative Helden und affirmative Elemente der Kulturindustrie zum Dreh- und Angelpunkt einer ganzen Sparte der gesellschaftlichen Vergnügungskultur werden könnten. Noch regierte die Moral der Anständigen, nicht der Ästhetizismus der Postmoderne.

Heute ist das Erzählmuster der Moderne – von der Störung der heilen Welt durch ein Verbrechen über die Aufklärung zur Wiederherstellung der moralisch-juristischen Ordnung – nicht mehr so gut zu gebrauchen. Dafür kohabitieren zu viele Moralen. Zur All-Inklusion eignet sich nicht mehr die Moral, sondern allenfalls die Welt der Markenartikel. Nicht jeder kann sich Coca-Cola leisten, aber die Ideologie des Konsumismus lässt niemanden ausgeschlossen. Zumindest der Wunsch nach Coca-Cola ist global. Ob in Bombay oder Kiel: jedes Kind weiß, dass es schön wäre, Turnschuhe von Nike zu besitzen (oder einen Mercedes-Benz). Die Vokabeln der Warenwelt als des Universums der Postmoderne sind ästhetisch, nicht ethisch. Es fiel sehr unangenehm auf (und wird wohl auch durch entsprechende Filter vermieden), würde in einer Quizsendung nach fünf Serienkillern gefragt und der Kandidat verböte sich die Frage, weil er fände, so etwas gehöre sich nicht. Der Serienkiller gehört schon längst zur Allgemeinbildung und damit gewissermaßen zur Haupt-, wenn nicht gar Leitkultur. Im Zuge der ästhetisierenden *Entübelung der Negativwerte* (Bolz 1995) erweckt das radikal Böse gerade mal ein etwas überdurchschnittliches „*excitement*“, gefolgt von „*pleasure*“, und damit „*entertainment*“ auf dem Kinossessel. So wird das Gefühl zum *Gefühlchen* (Nietzsche). Im Vordergrund steht das Erlebnis: der Schreck, den man schon im Augenblick des Erschreckens kokett als Kinoangst genießt – und doch auch als Grenzerweiterung, von der man unbedingt den Freunden erzählen muss („So was hast du noch nie gesehen“). Der Überbietungslogik der Vermarktung des Schreckens entspricht die Statuslogik im Habitus der Konsumenten. Über den üblichen Subtexten des Genres (Identifizierungsmöglichkeiten mit den an ihrer Aufgabe wachsenden Profilern und Profilerinnen etc.) liegt das Besondere: die Figur des radikalen Egoisten, der seine Wunschfantasien zugleich bewundernswert kunstvoll und atemberaubend frei von jeder ängstlichen Antizipation innerer oder äußerer Widerstände in Szene setzt (vgl. Kramer 2001).<sup>2</sup>

Wer zählt die Filme („Psycho“, „Drei am Fleischerhaken“, „Texas Chain Saw Massacre“, „Henry – Portrait of a Serial Killer“, „Das Schweigen der Lämmer“, „Sieben“, „Hannibal“ ...), die Bücher (die zahllosen „True-Crime-Stories“ ...), die

<sup>2</sup> Vielleicht aber ist der Serienkiller auch nur das letzte Thema moralischen Konsenses: wo alles geht, geht so etwas denn doch nicht. Wenn man sich schon auf sonst nichts einigen kann, dann doch darauf: Serienkiller zumindest sind absolut böse.

Musikstücke („Tom Dooley“, „Psycho-Killer“, „Maxwell's Silver Hammer“, „Nebraska“, „Murder by the Number“, „Look at Your Game“, „Girl“ ... bis zu den Hits von „Marilyn Manson“), die Theaterstücke („Jürgen Bartsch“, „The Law of the Remains“ ...), die Opern und Operetten („The Manson Family: An Opera“, „Charly“ ...), die Fanclubs und Web-Seiten, die sich ausschließlich der Sammlung, Erklärung und Verehrung von Serienkillern widmen? Jede Hoffnung auf Vollständigkeit bleibt Illusion. Dadurch aber wird zugleich eines evident: „Der Serienmord ist zu einem zentralen Faktor in der Produktion kultureller Güter geworden“ (Liebl 1998, S. 3).

Das Serienkiller-Motiv lässt sich vielfältig verwenden. Philip Jenkins (1994) hat einmal zusammengetragen, in welchen Argumentationen es schon eine Rolle gespielt hatte:

- *Kritik des Materialismus* („Serienkiller entlarven den Materialismus dieser Gesellschaft. Man verfügt über bessere Datenbanken und Fahndungsmethoden für gestohlene Wertsachen als für verschwundene Personen“).
- *Kritik des Individualismus* („In dieser Gesellschaft kann jeder kommen und gehen, wie er will; wenn man jemanden verdächtig findet, traut man sich ja kaum noch, ihn zu fragen, was er hier will. Wir leben in einer Wegschau-Gesellschaft, in der den Menschen das Schicksal der anderen völlig gleichgültig geworden ist“).
- *Kritik des Hedonismus* („Wenn Kinder nicht mehr richtig erzogen werden, ist es kein Wunder, dass manche eben auch zu Serienkillern werden“; „In einer Gesellschaft, in der Abtreibungen als normal gelten, muss man sich über Serienkiller nicht wundern“).
- *Kritik staatlicher Autorität* („Die Polizei traut sich ja nicht mehr, Leute, die verdächtig aussehen, in Gewahrsam zu nehmen“; „Das haben wir von der Reform des Strafvollzugs: man lässt die Leute wieder raus – und schon...“).
- *Kritik der Klassengesellschaft* („Die Opfer von Serienkillern sind immer dieselben: Prostituierte, Obdachlose, Arme... – immer die Menschen, die in dieser Gesellschaft nichts wert sind und nach denen kein Hahn kräht; die Serienkiller können sich darauf verlassen, dass man das nicht so ernst nimmt – und dass sie im Grunde nur das ausführen, was die Gesellschaft ihnen implizit als Botschaft auf den Weg gegeben hat“).
- *Kritik des Patriarchats* („Serienkiller töten Frauen. Sie sind nur der extreme Fall sexueller Gewalt, die von Männern millionenfach an Frauen ausgeübt wird. An ihnen zeigt sich besonders deutlich, worauf das sexuelle Gewaltverhältnis hinausläuft: auf die Demütigung, die Verdinglichung, die physische Vernichtung der Frauen“).
- *Kritik der Minderheitenrechte* („Wenn man bedenkt, wie viele Homosexuelle unter den Serienkillern sind... vielleicht haben wir doch etwas falsch gemacht, als wir erklärten, dass Lesben, Schwule, Ausländer und überhaupt alle Minderheiten machen könnten, was sie wollten...“).

Die Tatsache, dass einem einmal etablierten Thema von allen möglichen Gruppen spezielle Bedeutungen zugeschrieben werden können, ist jedoch von der Frage danach zu unterscheiden, worin das Erfolgsgeheimnis des Themas wohl gelegen haben mag, das es überhaupt erst zu dieser Prominenz führte.

### 3.3

#### Wahlverwandtschaften

Jede Epoche hat ihr eigenes Verbrecher-Bild und immer besteht zwischen diesem und der politisch-sozialen Beschaffenheit der Epoche eine strukturelle Ähnlichkeit, eine Korrespondenz oder „Wahlverwandtschaft“ (Max Weber). Um dies zu verdeutlichen, ist es erforderlich, das Serienkiller-Bild nach neuen Gesichtspunkten in den Kontext seiner Vorläufer zu stellen.

Als Ausgangspunkt könnte man das Werk „Überwachen und Strafen“ von Michel Foucault (1976) wählen. Danach war die frühe Neuzeit durch die Etablierung des modernen Staates und die besonderen Probleme gekennzeichnet, die sich der Durchsetzung des staatlichen Machtanspruchs in den Weg stellten. Gemäß dem für sie beherrschenden Thema nannte Foucault diesen Typus die „Gesellschaften der Souveränität“. Alles kreiste um die Sicherung der Macht des Herrschers. In dem Maße, in dem man die Herrscherfigur zu diesem Zweck ideologisch überhöhte, musste logischerweise der ideelle oder gar physische Angriff auf den Souverän (Majestätsbeleidigung, Königsmord) mit Abstand das schlimmste Verbrechen sein. Dementsprechend wurden die Gesellschaften der Souveränität vom Motiv des Königsmörders beherrscht und der soziale Sinn der fürchterlichen Strafe, die einen solchen Täter erwartete („Viertheilung“), bestand in der Sinnfälligmachung der absoluten Autorität der Herrschaft. Abgelöst wurde diese Epoche durch die der „Disziplinargesellschaften“. Diese waren nicht mehr mit der Etablierung der physischen Macht, sondern mit der Dressur der Untertanen zu disziplinierten Arbeitskräften befasst. Der Wert der Arbeitstugenden spiegelte sich in der Aufmerksamkeit, die man denjenigen widmete, die nicht arbeitswillig waren, und welche man mittels der Strafen an Treitmühlen und Schläge, an einen geregelten Arbeitstag und mechanischen Gehorsam gewöhnte. Das Theater des Schreckens wurde durch die stille Disziplin der Gefängnishaft abgelöst. Auch stand nicht mehr der Königsmörder im Mittelpunkt, sondern das gefährliche und sozialschädliche Individuum. Wer gebessert werden konnte, sollte gebessert werden; wer abgeschreckt werden konnte, sollte abgeschreckt werden; wer aber unverbesserlicher Gewohnheitsverbrecher war, der musste auf die eine (Todesstrafe, langjährige Freiheitsstrafe) oder andere (Irrenanstalt) Art unschädlich gemacht werden. Im Kontrast zu ihren sozialschädlichen und gefährlichen Individuen entwickelte die bürgerliche Gesellschaft ihre Kategorien von Normalität und Wahnsinn, von der Gesellschaft und ihren Feinden.

Auf die Disziplinargesellschaften folgte der therapeutisch-resozialisierende Wohlfahrtsstaat, der über genügend Ressourcen verfügte, um Konflikte weitgehend präventiv zu vermeiden oder reaktiv zu entschärfen. Wahlverwandt mit dem Staat der Umverteilung, der seinen Daseinszweck in der Sozialintegration mittels Verbesserung der Lebensverhältnisse benachteiligter Gruppen sieht, ist die Figur, die etwa in den 60er-Jahren im Mittelpunkt der Debatten stand: der dissoziale Jugendliche, dessen Delinquenz nicht seiner angeborenen „Bosheit“, sondern den ökonomischen und sozialen Mängellagen seiner Kindheit angelastet wird; diese Figur gab es in verschiedenen Varianten: als entwicklungsgestörten Ladendieb, als Drogenabhängigen oder auf die falsche Bahn geratenen Landfriedensbrecher bei politischen Demonstrationen. Das zentrale Modell der

sozialen Reaktion hieß einerseits „Milde“ und andererseits „Therapie statt Strafe“, und wenn auch die Alltagspraxis von diesem Idealtypus erheblich abwich, so war das doch der ideelle Bezugspunkt jener Zeit. Da schon die Straftäter eigentlich als Opfer ihrer Lebensbedingungen galten, wurden die Opfer der Straftaten ausgeblendet.

! So gesehen kann man den Aufstieg des Serienkillers zur Ikone der 1990er-Jahre als Ausdruck eines grundlegend gewandelten gesellschaftlichen Selbstverständnisses interpretieren. Dem Bedeutungsverlust des Staates in der Postmoderne entspricht sein Verschwinden aus der populären Mythologie. Der Staat als fürsorgliche Instanz des Allgemeinwohls ist aus der Mythenwelt der Medienlandschaft verschwunden. Die symbolische Konfrontation ist nicht mehr vertikal, sondern horizontal.

Gewiss ist Clarice Sterling irgendwie Staatsangestellte und will auch in einer staatlichen Behörde (dem FBI) Karriere machen. Medial repräsentiert sie aber nicht die staatliche Autorität, sondern sich selbst: ihre Karrierewünsche, ihre Schwächen, ihre Stärken, ihren Ehrgeiz und ihre emotionale Reifung. Es ist das Muster des Bildungs- und Entwicklungsromans, das uns hier begegnet, nicht das Muster des Krimis vergangener Epochen, in denen die Entdeckung des Mörders zugleich die Herrschaft des Rechts und die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft wiederherstellt (Theweleit 1994; Müller 2001). In der Literatur, die jene neue Gesellschaft meist als „Postmoderne“ bezeichnet, ist viel vom „Tod des Sozialen“ die Rede. Nicht die solidarischen Bindungen der Gesellschaftsmitglieder untereinander seien entscheidend, sondern die Fähigkeit von Individuen, Ehepaaren, Familien und Interessengruppen, ihre Lebensbedingungen aus eigenen Kräften so gut wie möglich zu gestalten. Nicht die Förderung der Schwachen steht auf der Tagesordnung der postmodernen Gesellschaft, sondern die formlose Einladung des „Turbokapitalismus“ an alle, sich doch auch am Geschehen zu beteiligen. Die Frage ist nicht, wie man den Menschen in der Obdachlosensiedlung helfen kann, sondern, warum diese Leute nicht ökonomisch aktiv werden und sich aus ihrer schlimmen Lage befreien. Es ist die Welt der sorglosen Yuppies und der „gentrification“ heruntergekommenen Stadtviertel, der Vermehrung der Single-Haushalte und einer gewissen „coolness“, mit der die Gesellschaft die neuen und tieferen Gräben zwischen den Gewinnern und den Verlierern sich öffnen sieht. Für unsere Zwecke ist es gar nicht so wichtig zu wissen, ob dies nur die Selbstwahrnehmung der Gegenwartsgesellschaften oder aber deren materielle Realität ist. Auf jeden Fall sehen wir zwischen dem Bild der Gesellschaft von sich selbst und dem Bild, das sie sich von „ihrem“ meistdiskutierten Verbrechertypus macht, ganz ähnliche Verwandtschaften wie zwischen den oben skizzierten Epochen der Vergangenheit und „ihren“ Verbrechern (vgl. Stratton 1996).

**Tod des Sozialen.** Zur modernen Idee der Gesellschaft als einer umfangreichen sozialen Gruppe, die durch menschliche Beziehungen und gemeinsame Interessen geeint ist, gehörte als Negativfolie der „soziale Mord“: das Beziehungsdelikt aus Eifersucht oder Rache, der Raubmord an einer bestimmten Person nach Kriterien der Zugänglichkeit und des zu erwartenden Gewinns, der Mord zur Verdeckung

einer anderen Tat usw. Der Serienkiller hingegen agiert nicht mehr innerhalb und zum Schaden von präexistenten Beziehungen, sondern a-sozial. Es ist nicht die soziale Beziehung, die ihn zu deren Zerstörung treibt (das lässt sich immerhin noch als Transgression innerhalb des Bezugsrahmens der Modernität sehen und mit Hegel als Handeln des Täters gegen sein wohlverstandenes eigenes Interesse als Mitglied der Gesellschaft rügen), sondern die Uferlosigkeit seiner beziehungslosen Existenz. Während in der Normalitätsmatrix der Moderne ein solcher Fall *per se* die Psychiatrie und die Annahme der Unzurechnungsfähigkeit auf den Plan rief („Wie soll ein normaler Mensch so etwas tun?“ – die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit der Person im Kampf zwischen Wille und Trieb beschäftigte die Öffentlichkeit und die Wissenschaft bei Serienkillern *avant la lettre* bis zu Jürgen Bartsch), ist die Gegenwart durch die zunehmende Weigerung gekennzeichnet, derlei Verhalten von vornherein als verrückt einzuschätzen. Die Vorstellung eines völlig integrierten, normalen, intelligent-kalkulierenden Serienkillers, der nur eben andere subjektive Wertpräferenzen befolgt, gewinnt rapide an Plausibilität. Nach dem Tod des Sozialen ist es für das Individuum nicht mehr zwingend, ein rationales Motiv für seine Taten zu haben. Dass jemand seinen persönlichen Kick aus dem Umbringen anderer bezieht, ist zwar nicht gesellschaftsfähig, aber ohne die Notwendigkeit, in ganz andere Welten einzutauchen, vorstellbar.

**Reduzierter Staat.** In der Tradition der Moderne verletzt der Mord nicht nur die Person, die ihm zum Opfer fällt, sondern in erster Linie den Staat als Inbegriff des Gemeinwohls. In der Postmoderne hat der Staat diesen Eigenwert verloren. Allenfalls kann er sich als Vertreter der aktuellen und potenziellen Opfer legitimieren. Serienkiller verletzen unschuldige Individuen. Der Staat steht auf der Seite der Opfer. Insofern kennt er keine Parteien mehr. Es geht nicht mehr um die Vertretung der sozialen Interessen bestimmter Gruppen, sondern um den Schutz der Opfer vor den Tätern als Zweck jeder Politik. Allerdings geht von der Ergreifung des Täters nicht die alte Beruhigung aus. Es ist nicht die Ordnung wiederhergestellt, sondern ein Risiko unter unzähligen gebannt. Den Geschichten der Postmoderne „fehlt“ – aus traditioneller Sicht – der klare Anfang ebenso wie das klare Ende. Bei Filmen wird man vom Abspann überrascht.

**Vom Motiv zur Wahrscheinlichkeit.** Zur Moderne gehörte die durch einen motiviert begangenen Mord gestörte und nach der Aufklärung des Falles wiederhergestellte Ordnung. Die Suche nach dem Motiv gehörte zum Zentrum der Detektivgeschichten. Die Welt des Serienkillers ist die Risikogesellschaft. Das Böse ist motivlos geworden. Um umzukommen, bedarf es keiner bösen Absicht, nur eines Zufalls. In den konkreten Opfern realisiert sich nur das motivlose Risiko. Dass der Täter gefasst wird, gehört nicht mehr unbedingt zu einer kompletten Geschichte („Schweigen der Lämmer“). Ein traditionelles Happyend erschiene verfehlt. Wo die Geschichte nicht mit einer heilen Welt anfängt, kann am Ende auch keine wiederhergestellt werden. Es wird nicht alles wieder gut.

**Gesellschaft des Spektakels.** Die Hoffnung der Moderne auf eine Einheit von Rationalität und Moralität ist an der Realität des 20. Jahrhunderts gescheitert. Der Serienkiller repräsentiert die verselbständigte Rationalität des nur mit sich

und seinen Fantasien befassten Individuums. In der Gesellschaft des Spektakels, das die Bilder über die Realität stellt und die ästhetischen Kriterien der Vermarktung über die moralischen des Inhalts, hat er zudem bessere Chancen auf soziale Unterstützung in seiner heroischen Identität als Serienkiller, als wenn er in die Rolle eines moralischen Helden alter Art investierte.

### 3.4 Profiling als Mythese

*Das Leben ist offenbar sehr viel komplizierter, als unser Verstand mit seiner Ausstattung und ganz sicher mit seinem gegenwärtigen Informationsstand zu begreifen vermag.*

(J. Craig Venter 2001, S. 51)

So wie sich die soziale Bedeutung des Serienkillers erst aus der Gegenüberstellung ergibt, so gewinnt auch der Mythos des Profilers seine Konturen erst im Vergleich zum herkömmlichen Fahnder, also v. a. zum Medienbild des Detektivs im 19. und 20. Jahrhundert.

Die Arbeit des Detektivs wird noch betrieben. Aber Schwerpunkt und Methoden haben sich verändert. Nicht die Motivsuche in sozialen Beziehungen des Opfers steht am Anfang, sondern die Abstraktion. Heute werden statistische Zeitreihen auf Unebenheiten und Ausreißer untersucht. Hinter ihnen kann sich ein Serienkiller verbergen. Bei der Tatortanalyse bedarf es einer anderen als der modernen Wahrnehmung. Die Suche nach den „üblichen Verdächtigen“ geht ganz anders vor sich. Eine neue Ebene wird relevant. Man beginnt mit der gesamten Bevölkerung. Zunächst einmal sind alle verdächtig. Der Verdacht wird dann genetisch widerlegt („genetischer Fingerabdruck“). Wer übrig bleibt, ist der Täter. Die Frage, wer wohl ein Motiv gehabt haben könnte, steht nicht mehr am Anfang, sondern ganz am Ende der Ermittlung: „Den Täter haben wir schon; das Motiv werden wir auch noch finden“.

**!** Woher stammen aber diese Vorannahmen, von denen die neue Fahndung gesteuert wird? Hier treffen wir auf eine methodische Besonderheit. Denn einerseits werden mitten im Computer-Zeitalter längst veraltet und geradezu skurril erscheinende Methoden vom Stile eines *Sherlock Holmes* reaktiviert – und andererseits werden die Computer ja auch gebraucht. Hier haben wir es mit einer Schnittstelle zu tun, die man – je nach Gesichtspunkt – als Kreuzung von Mythos und Rationalität, als Synthese oder Kollision von zwei Rationalitätsverständnissen ansehen kann. Werfen wir also einen Blick darauf.

Seit der Aufklärung (oder länger) besteht die Aufgabe der Vernunft in der Bekämpfung und Zerstörung von Mythen. Irrationaler Mythos und wissenschaftliche Methode gelten als antagonistische Gegensätze. Die neuen Methoden der Tatortanalyse und des Profiling scheinen sich gegenwärtig aber allem Anschein nach allmählich durchzusetzen, obwohl sie diesem alten Denkschema nicht in jeder Hinsicht folgen. Diesem Umstand ist bisher zu wenig Aufmerk-

namkeit gewidmet worden. Schon die „objektive Hermeneutik“ hatte sich an die Ränder des methodologischen Mainstreams begeben, als sie mitten im Prozess der polizeilichen Computerisierung eine Lanze für die eher als etwas obskur gehandelte Methode der logischen Abduktion und dann auch noch für die Entwicklung kombinatorischer Fähigkeiten der Fahnder vom Stile eines Sherlock Holmes brach. Nach herkömmlichen Standards hatte sie damit die Arena rationaler Wissenschaft verlassen und die Züge einer Kunstlehre angenommen, die jedenfalls das entscheidende Kriterium der Wissenschaft – die prinzipielle Falsifizierbarkeit ihrer Aussagen – nicht mehr erfüllte.

Derselben Kritik sah sich bekanntlich – und wohl mit einem gewissen Recht – auch die literarische Kunstfigur des Sherlock Holmes ausgesetzt, jene, wie der gestrenge Christopher Isherwood (1969: 106) notierte, „... klassische Karikatur des Amateurdetektivs, in dessen Person die ganze Kunst der Detektivarbeit lächerlich gemacht wird. „ Während Sherlock Holmes' Schöpfer (Sir Arthur Conan Doyle) seine Figur immer wieder behaupten ließ, ihre Vorgehensweise sei absolut logisch, absolut induktiv oder absolut deduktiv, dürfen wir durchaus jenen Stimmen Recht geben, die sie als in Wirklichkeit intuitiv und unlogisch oder gar als eine Art intellektueller Falschmünzerei verurteilten.<sup>3</sup> Wer nun Sherlock Holmes (oder das Profiling) gegen solcherlei kritische Stimmen verteidigt, indem er nachzuweisen sucht, dass er (oder es) keinen Millimeter von den Kriterien wissenschaftlicher Rationalität im traditionellen Sinne abweiche, verfolgt zweifellos eine lobenswerte Absicht. Es könnte aber sein, dass ein solches Unterfangen den springenden Punkt verfehlt. Dann nämlich, wenn das Erfolgsgeheimnis des Profilings und der Tatortanalyse gerade nicht in der Übereinstimmung mit, sondern in der Abweichung von herkömmlichen Standards liegt.

In dem Fall würde sich der Erfolg der Methode nicht trotz, sondern wegen ihrer Abweichungen von herkömmlichen Kriterien der Rationalität einstellen, und ihre allmähliche Durchsetzung erfolgte auch nicht trotz, sondern gerade aufgrund dieser Abweichungen. Wenn aber eine vom „mainstream“ abweichende Methode bessere Ergebnisse erzielt als eine traditionelle, dann wäre eine solche Konstellation geeignet, die herrschende Vorstellung von der Überlegenheit des modernen Verständnisses von Rationalität über alle anderen Formen der Erkenntnisgewinnung von Grund auf in Frage zu stellen.

Der Vorwurf, den man den Vertretern dieser neuen Methoden machen könnte, wäre dann weniger einer der Falschmünzerei. Er müsste vielmehr lauten, dass sie eine wahrhaftige Revolution durch die Vortäuschung von Konformität vertuscht hätten.

! Es sind nicht wenige Indizien, die für die Annahme sprechen, dass es sich weniger um eine neue Methode als vielmehr um eine transgressive Kombinatorik aus Mythos und Methode handelt, für die man durchaus das von Michael Shepherd (1986, S. 55) im Zusammenhang mit der Psychoanalyse geprägte Wort von der *Mythose* benutzen könnte. Wie die Psychoanalyse, so

<sup>3</sup> „Es ist nur dann Deduktion, wenn man den Leser dazu bringt, dies zu glauben, indem er sein kritisches Denkvermögen beiseite schiebt“ (R. Pearsall 1977, Conan Doyle – A Biographical Solution. Weidenfeld & Nicolson, London, zitiert nach Shepherd 1986, S. 56).

bedient sich auch die neue Fahndung gerne der Denkweise der *retrospektiven Prophezeiung* – eines Vorgehens, das auch als *Zadigs Methode* bekannt ist.<sup>4</sup> Diese Methode ist überall dort von Nutzen, wo auf imaginative Weise Ereignisse zu rekonstruieren sind, die unwiederbringlich vorüber sind. Man rekonstruiert in solchen Fällen die unbeobachtbaren und unwiederholbaren Abläufe aus ihren Folgen.

Die objektive Hermeneutik leugnet nicht ihre Wertschätzung des abduktiven Schließens – einer anderen Methode, deren wahre Bedeutung man unterschlagen würde, wenn man behauptete, dass sie eine bloße Fortschreibung moderner Rationalität darstelle – handelt es sich doch eher um das Produkt eines listigen Rückgriffs auf mythopoetische Seitenzweige der Philosophie und damit ebenfalls um ein Werkzeug aus dem Arsenal der *Methodenlehre*.<sup>5</sup> Wenn es aber bei

<sup>4</sup> Zadig – so heißt der Held einer Voltaireschen Fabel, der es (Winnetou und anderen späteren Helden eines Karl May nicht unähnlich) vermochte, aus Hufeisenabdrücken, herabgefallenen Blättern und zerkratzten Steinen eine detaillierte Beschreibung eines Pferdes und seines Zaumzeugs („es muss aus dreiundzwanzigkarätigem Gold sein“) zu geben, das er nie gesehen hatte. Voltaire selbst hatte die Geschichte aus einer Erzählung des 16. Jahrhunderts (die u. a. auch Horace Walpole zur Erfindung des Ausdrucks *serendipity* veranlasst hatte), und seine Geschichte wiederum veranlasste auf Umwegen eine detaillierte Auseinandersetzung T. H. Huxleys mit der Methode der „retrospektiven Prophezeiung“ (vgl. Shepherd 1986, S. 25 ff).

<sup>5</sup> Konventionelle Logik erkennt nur die Existenz(berechtigung) von Deduktion und Induktion an (Carnap). Relative Außenseiter, die erst in der Postmoderne zu hohem Ansehen gelangten, wie etwa der amerikanische Philosoph und Logiker im 19. Jahrhundert, Charles S. Peirce, revoltierten hingegen mit einigem Erfolg gegen die reflexionshemmenden Grenzen der herrschenden Lehre. Zunächst verteidigte Peirce gegen die Deduktion, welche die Wirkung aus der Ursache, das Prädikat aus dem Subjekt, den Teil aus dem Ganzen erschließt, die (von ihm zunächst als Hypothese bezeichnete) *Abduktion* als das „reasoning from consequent to antecedent“ (welche ansonsten allerdings auch schon bekannt war, aber als Form des induktiven Schließens angesehen galt; Peirce lehnte die Ansicht mit der Begründung ab, dass die Induktion, funktional gesehen, der Klassifizierung diene, die Hypothese/Abduktion hingegen der Erklärung). In seinem späteren Werk spricht Peirce statt von Hypothese zunächst von Retroduktion (als Übersetzung der aristotelischen *Apagoge*), um sodann jede Wissenschaft durch die Anwendung eines methodischen Dreischritts zu definieren, deren erster in der Abduktion als dem einzig wirklich schöpferischen Akt bestehe: „Deduction proves that something *must* be; Induction shows that something *actually* is operative; Abduction merely suggests that something *may* be.“ Weder lassen sich Peirce's frühes und spätes Verständnis der Abduktion ohne weiteres vereinbaren, noch besteht in der Peirce-Rezeption Einigkeit über den Status und die Bedeutung einzelner Kategorien und Veränderungen innerhalb der frühen und späten Phase. Häufig wurde vorgeschlagen, das frühe und das späte Verständnis als zwei Formen eines konjekturalen Verfahrens zu verstehen, wie es von Historikern und Ärzten angewandt wird (man versucht, sowohl Gesetzmäßigkeiten als auch einzelne Ursachen von bestimmten Ereignissen zu bestimmen). Vielleicht ist es aber am wichtigsten in unserem Zusammenhang, dass es bei diesem Verfahren nicht um logischen Zwang geht, sondern um die Erfindung und Abschichtung verschiedener Grade von Plausibilitäten. So lässt sich denn das späte Abduktionsverständnis etwa so darstellen: (1) Eine überraschende Tatsache wird wahrgenommen. (2) Wenn allerdings X wahr wäre, dann wäre die Tatsache nicht mehr überraschend, sondern normalerweise zu erwarten. (3) Wenn X die ökonomischste der uns einfallenden Annahmen zur Erklärung der Tatsache ist (also am wenigsten komplexe Vorannahmen macht), dann (4) ist es plausibler, dass X stimmt, als dass eine der anderen Möglichkeiten stimmt (vgl. zu allem Schulz 1994).

der hier generierten Art des Wissens um etwas geht, das sich nicht in Theorie- und Praxiswissen erschöpft, sondern eher das meint, was wir bezeichnen wollen, wenn wir sagen, dass wir einen guten Freund „kennen“ (was immer einen gehörigen Schuss begründeter Vorstellungskraft impliziert), dann könnte es sich auch in den neuen Fahndungsmethoden um ein durchaus nützliches Wissen handeln, das gleichwohl nicht in das Prokrustesbett der Kriterien moderner Wissenschaftslehre zu zwängen ist.

Die Postmoderne entfaltet einen erneuerten und erweiterten Begriff der Vernunft überall dort, wo die Grenzen des modernen Vernunftbegriffs den Test der Infragestellung ihrer Fundamente und Resultate durch die „zweite Moderne“, die ihre Reflexivität auch auf ihre eigenen Grundlagen anwendet, nicht aushalten. Paradoxaerweise trifft sie auf dem Neuland, das sie dann zu betreten glaubt, immer wieder auf die Spuren von Menschen, die schon vor ihr da gewesen waren. Häufig stammen diese Spuren von einem italienischen Philosophen namens Giambattista Vico (1668–1744) – und so auch hier. Ihn hätte die Behauptung, dass sich Erkenntnis in bestimmten Bereichen auch und gerade mittels einer *Mythode* erzielen ließe, nicht in Erstaunen versetzt (vgl. Berlin 1982). Allenfalls hätte er darauf hingewiesen, wie wichtig deren kundiger Gebrauch sei, und wie unverzichtbar dafür wiederum eine ganze Reihe von Qualifikationen wären, unter denen eine aber besonders herausrage. Für diese Qualifikation hatte Vico eine schlichte Bezeichnung: *fantasia*.

Auch wenn im Hollywood-Mythos des *Profiling*s ein Kern Wahrheit stecken sollte – über die genaue Beschaffenheit und Bedeutung informiert er uns ebenso wenig wie die treuherzige Versicherung auf der anderen Seite, hier ginge alles nach den Lehrbuchregeln der Moderne zu.

 Was sich in der *Mythode* des *Profiling*s zeigt, ist etwas ganz anderes. Es ist der plötzliche Aufschwung einst abschätzig betrachteter Randideen modernen Denkens.

Auch die vom Biologen Paul Kammerer nach dem Ersten Weltkrieg vorgeschlagenen Methoden der Erkenntnisgewinnung über „Das Gesetz der Serie“ (1919) dürften von einer solchen Renaissance bald profitieren. Kammerer hatte damals ohne Erfolg eine neue Kombinatorik von intentionaler Willensanspannung einerseits und der Nutzung des Zufalls andererseits vorgeschlagen, bei der die Mehrheit der Methodologen wohl auch heute noch wie im Reflex die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würde. Das Problem mag aber letztlich weniger bei Kammerer als bei der Enge des heutigen Methodenverständnisses zu verorten sein. Für Kammerer bildete das Phänomen der Serialität eine unschätzbare Hilfe für die Transformation scheinbar nur störender Zufälle in wichtige Instrumente der Erkenntnis. Ähnlich wie zwanzig Jahre zuvor die „Traumdeutung“ Sigmund Freuds, stieß auch „Das Gesetz der Serie“ in unbekanntes Gelände vor. Anstatt die Realität vorschnell formen zu wollen, so in etwa der Gedanke des Autors, solle man zunächst einmal sehr gründlich von der Zufälligkeit der Ereignisse Notiz nehmen und sie aufmerksam protokollieren. Man werde dann z. B. bemerken, dass sich ausgerechnet Entdeckungen – das „Erstmalige“ in Reinkultur – in bestimmten Zeiten zu häufen pflegen, und dass das

Gesetz der Serie irgendwann auch zu einem anderen Phänomen führe, nämlich der „Wiederkehr der Gesamtsituation“ bezeichnete. Anstatt nun das Ziel der Erkenntnis durch eine immer höhere Willensanspannung gleichsam herbeizuzwingen, schlug Kammerer (ähnlich wie Freud mit der Technik des freien Assoziierens) eine bewusste Lockerung der Willensanspannung vor. Serialität, so meinte er, könne dem aufmerksamen Beobachter gerade dann, wenn er möglichst passiv und entspannt bleibe, nahezu von selbst – vermittelt durch ein „passives Ordnungsstreben der Dinge“ – vieles erhellen. Modernisten werden sich von dieser Vorstellung, die sie für reinsten Mystizismus halten müssen, entsetzt abwenden. Und dennoch: wie Vico und wie Freud ging es Kammerer darum, sich die Suche nach Erkenntnis nicht durch den *numerus clausus* erlaubter Erkenntnismethoden beschränken zu lassen. Und genau wie Vico und Freud sah er das größte unangetastete Reservoir der Erkenntnis im Bereich des Verstehens und der methodisch generierten Intuition. Diesem Ziel diene sein „nachträgliches Verfahren gedächtnismäßiger Ermittlung“, bei dem die Reflexionsleistung wie in der Psychoanalyse (und eben nur scheinbar paradoxerweise) auf ein niedrigeres Niveau abgesenkt wurde, um eben dadurch die Assoziationsketten zu stärken und den Gedächtnisfundus kreativ werden zu lassen.

Damals war die Zeit für Kammerers Methode noch nicht reif, forderte er doch genau das, was die offizielle Wissenschaft nicht anders denn als Rückfall in den vorwissenschaftlichen Mythos verstehen konnte: die systematische Entwicklung der Fähigkeit zum intuitiven Verstehen auf der Grundlage umfassenden Wissens und zugleich verminderter Anspannung. Man kann das nennen, wie man will, Fantasie, Mythos oder Intuition. In den Grundlagen der Tatortanalyse und des Profilings sowie in deren kundiger Anwendung steckt womöglich der Kern einer weit über die Kriminalistik hinausgehenden Neudefinition unserer Erkenntnisquellen. Vor allem hierfür steht das Wort *Mythode* ...

## Literatur

- Berlin I (1986) Die Trennung der Natur- und Geisteswissenschaften. In: Berlin I (Hrsg) *Wider das Geläufige. Aufsätze zur Ideengeschichte*. Europ Verlagsanstalt, Frankfurt/M
- Bolz N (1995) Der Megatrend zum Bösen. In: Becker U (Hrsg) *TopTrends: Die wichtigsten Trends für die nächsten Jahre*. Metropolitan, Düsseldorf
- Cohen JJ (1996) *Monster culture (Seven theses)* In: Cohen JJ (ed) *Monster theory: reading culture*. University of Minnesota, Minneapolis, pp 3–25
- Duclos D (1997) *Pourquoi tant de 'tueurs en série' aux Etats-Unis?* In: *Le Monde diplomatique*. Hors-Série. Manière de voir. Culture, Idéologie et Société
- Foucault M (1976) *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Foucault M (1988) *The dangerous individual*. In: Kritzman L (ed) *Michel Foucault: Politics, Philosophy, Culture; Interviews and other writings 1977–1984*. Routledge, London
- Grimal P (Hrsg) (1967) *Mythen der Völker*, 3 Bände. Fischer, Frankfurt/M
- Hoffmann-Curtius K (2001) *Frauenmord als künstlerisches Thema der Moderne* In: Kemper et al. (Hrsg) *Serienmord. Zur kriminologischen und kulturwissenschaftlichen Thematisierung eines ungeheuren Phänomens*. Belleville, München (im Druck)
- Horstmann U (1985) *Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht*. Suhrkamp, Frankfurt/M

- Isherwood Ch (1969) 'The Speckled Band' by Arthur Conan Doyle. In: Isherwood Ch (ed) Exhumations. Penguin, Harmondsworth
- Jenkins Ph (1994) Using murder. The social construction of serial homicide. De Gruyter, New York
- Kummerer P (1919) Das Gesetz der Serie. Eine Lehre von den Wiederholungen im Lebens- und im Weltgeschehen. DVA, Stuttgart
- Kemper W-R, Robertz F, Scheerer S, Thomas A (Hrsg) (2001) Serienmord. Zur kriminologischen und kulturwissenschaftlichen Thematisierung eines ungeheuren Phänomens. Belleville, München
- Kramer B (2001) Serienmörder als autonome Einzige. In: Kemper W-R, Robertz F, Scheerer S, Thomas A (Hrsg) Serienmord. Zur kriminologischen und kulturwissenschaftlichen Thematisierung eines ungeheuren Phänomens. Belleville, München (im Druck)
- Lessing Th (1925) Haarmann. Geschichte eines Werwolfs, 2. Aufl. dtv, München 1996 (Orig. 1925)
- Liebl F (1998) Sterben und Sterben Lassen. Serienmord als Managementinstrument. gdi/impuls 1: 3-11
- Müller J (2001) Le chien américain ist ein Falter. Seien Sie doch surrealistisch: „Das Schweigen der Lämmer“ hat seine Bildquellen in den dreißiger Jahren. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. März 2001, S 61
- Pfäfflin F (1982) Zur Lust am Lustmord. Nervenarzt 53: 547-550
- Regener S (2001) „Eine Bestie in Menschengestalt“. Serienmörder zwischen Wissenschaft und populären Medien: Der Fall Bruno Lüdke. Kriminologisches Journal 33: 7-27
- Schetsche M (2001) Der Widerspruch zwischen Wille und Trieb. In: Kemper W-R, Robertz F, Scheerer S, Thomas A (Hrsg) Serienmord. Zur kriminologischen und kulturwissenschaftlichen Thematisierung eines ungeheuren Phänomens. Belleville, München (im Druck)
- Schulz L (1994) Verdacht und Abduktion. Ein Beitrag zur Definition eines strafprozessualen Grundbegriffs. In: Koch HJ, Neumann U (Hrsg) Praktische Vernunft und Rechtsanwendung. Franz Steiner, Stuttgart, S 193-204 (Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Beiheft 53)
- Shepherd M (1986) Sherlock Holmes und der Fall Sigmund Freud. Daedalus, Rheda-Wiedenbrück
- Stratton J (1996) Serial killing and the transformation of the social. Theory, Culture & Society 13: 77-98
- Theweleit K (1994) Sirenenschweigen, Polizistengesänge. Zu Jonathan Demmes „Das Schweigen der Lämmer“ In: Fischer R, Sloterdijk P, Theweleit K (1994) Bilder der Gewalt. Mit einer Kontroverse zwischen Hans Günther Pflaum und Klaus Schreyer. Herausgegeben und eingeleitet von Andreas Rost. Landeshauptstadt München/Verlag der Autoren, Frankfurt/M, S 35-68
- Venter JC (2001) Wir erleben eine Fusion zwischen Börse und Bio-Illusion. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. Februar 2001, S 51